

Händler zu verantworten haben. Eine große Menge solcher Stoffe im Werte von annähernd 100 000 Mark wurde noch bei ihnen vorgefunden und vorläufig beschlagnahmt.

— **Blauen.** 21. September. Seinen Arbeitgeber, einen Papierfabrikanten, arg bestohlen hat ein Werkführer. In seiner Wohnung wurden für mehrere tausend Mark Sachen, darunter 14 Zentner Hafer und Roggen, für 1000 M. Milz, drei Treibtiere, Altpapier, Werkzeuge, Metalle und eine Schrotmühle vorgefunden. Der Dieb, der den Polizeibeamten bei der Wohnungsdurchsuchung erheblichen Widerstand geleistet hat, wurde festgenommen.

— **Festsetzung der Fleischration der Selbstversorger.** Entsprechend der vom 1. August 1918 ab erfolgten Verringerung der wöchentlichen Fleischmenge des Kriegernährungsamts durch Verordnung vom 20. September 1918 auch die Sätze für die Selbstversorger festgesetzt, so daß ein Selbstversorger in Zukunft 400 Gramm Schlachtwiehleisch, gleichviel welcher Art, oder Wildpreß in der Woche für sich verbrauchen darf. Die Neuregelung tritt mit dem 25. September 1918 (R.G.B. Nr. 126) in Kraft. Für Haushaltungen, die vor diesem Zeitpunkt vorgenommen sind, verblebt es bei den bisherigen Anrechnungsvorschriften.

— **Die Ernährungsaussichten.** Von gut unterrichteter Seite erscheint die "Frankfurter Zeitung" über die allgemeinen Ernährungsaussichten für das neue Wirtschaftsjahr folgendes: Fleisch und Obst schlechter als im vergangenen Jahre, Kartoffeln und Fett unsicherer als im vergangenen Jahre, Zucker und Herbstgemüse besser, Brotgetreide, Mehl und Futtermittel wesentlich besser. Etwaige Zufuhren aus der Ukraine sollen als Sicherheitsposten betrachtet werden und sind vorläufig nicht in Rechnung zu stellen. Im ganzen bleibt die Frage der Ernährung wie bisher gespannt, ist aber gesicherter als im Jahre 1916 und 1917 und gibt zu Besorgnissen keinen Anlaß.

— **Die Ernte und Aufbewahrung der Kartoffeln.** Leider läßt man den Kartoffeln bei der Ernte nicht dieselbe Sorgfalt zuteil werden, wie dem Gemüse; im Gegenteil, bei der Kartoffel meint man, es mache nichts aus, wenn man sie mit Schaufeln auf den Wagen wölbt, auf dieselbe Weise wieder vom Wagen abschlägt und durch das Kellerfenster einschüttet. Oder man füllt sie in möglichst große Säcke, die schwer zu handhaben sind und noch hoch übereinander geschichtet werden. Dann werden sie dann vom Wagen herabgeworfen, die Kellertreppe hinabgerollt usw. Man bedenkt nicht, daß alles Stoßen und Drücken die Haltbarkeit beeinträchtigt und die Knollen verletzt, so daß sie zur Fäulnis neigen. Das gilt noch in höherem Maße bei nassen Sommern, wenn die Knollen einen übermäßigen Feuchtigkeitsgehalt besitzen. Bei der außerordentlichen Wichtigkeit dieses Nahrungsmitteis für den Kriegshaushalt, sollte man diese Erdfrucht weniger misshandeln; tausende von Zentnern könnten so für die menschliche Ernährung gerettet werden. Vielmehr sollte man die Winterkartoffeln besonders sorgfältig behandeln, indem man sie vor dem Einfüllen sorgfältig verliest und alle angestochenen, beschädigten und faulenden Knollen vorher entfernt. Der Keller muß trocken und lüftbar sein, am besten eine gleichmäßige Wärme von etwa 8 Grad Celsius aufzuwarten und gegen Eindringen des Frostes zu schützen sein. Um vorzeitiges Keimen zu verhindern, ist direkt einfallendes Tageslicht fernzuhalten. Für kleinere Mengen sind Kartoffelsäckchen aus Lattenverschlag zweckmäßig oder gewöhnliche Säcke werden auf Steine oder Holzlösche hoch gelegt und am Boden und an den Säckenteilen mit Decken versehen, um den Luftzutritt zu ermöglichen. Werden die Kartoffeln unmittelbar im Keller aufgeschüttet, so sollte man sie nicht höher als 1 m lagern. Auch dann gehört auf den Boden und entlang der Wände ein enger Lattenrost, welcher den Luftzutritt gestattet. Lieber Winter müssen die Kartoffeln zwei- bis dreimal durchgelesen und dabei alle Keime entfernt werden.

— **Kein Zwangseingriffe in den privaten Wäschebestand.** Neuerdings wird wieder ein Gericht verbreitet, daß die Enteignung der Tisch- und Bettwäsche in den Privathaushaltungen bevorstehe. Dies entspricht nicht den Tatsachen. Die Reichsbefreiungsstelle beabsichtigt keinen zwangswise Eingriff in die Wäschebestände der Privathaushaltungen.

Ghrentafel

für die in dem großen Völkerkriege 1914/18 Gefallenen aus dem Amtsgerichtsbezirk Ebenstock.

Max Spitzner aus Ebenstock — gefallen.

Emil Rennig aus Ebenstock — gefallen.

Gustav Hermann Schädlich aus Schönheide, Inh. des Eisernen Kreuzes 2. Kl. und der Friedrich August-Medaille — schwer verwundet und gestorben.

Kurt Meier aus Schönheide — schwer verwundet und gestorben.

Alex Junghans aus Schönheide, Unteroffizier — schwer verwundet und gestorben.

Hermann Höder aus Schönheide, Gefreiter — gefallen.

Johannes Bock aus Schönheiderhammer — gefallen.

Franz Bähler aus Oberstübingen — inf. Krankheit gestorben.

Ernst Breitschneider aus Hundshübel — schwer verwundet und gestorben.

Herbert Bötters aus Blaenthal, Unteroffizier — gefallen.

Bernhard Reichsenring aus Sosa — inf. Krankheit gestorben.

Paul Reinhold aus Sosa — gefallen.



Weltkriegs-Gedächtnisse.

25. September 1917. (Neue Schlacht in Flandern. — Asquiths Kriegsziele. — Der Bruder des Schomlinow.) Nachdem an der Schlachtfront in Flandern der Feuerkampf stark ausgelegt war, nahmen morgens deutsche Truppen einen Teil des am 20. September an der Straße Menin-Opern verlorenen Geländes wieder. Durch 4 maligen heftigen Gegenangriff versuchten die Engländer die Schlappe auszuweichen, wurden aber abgeschlagen. Abends und in der Nacht setzten die Engländer nach Trommelfeuern vom Houthouster Walde bis zum Kanal Comines-Opern mit starken Kräften zum Angriff ein, wodurch die Schlacht von neuem entbrannte. An der französischen Front schlugen die Franzosen einen Angriff der Engländer. Das Ziel des Friedens sei ein internationales System, dessen Grundlage Gerechtigkeit und Freiheit sei. — In Petersburg wurde der frühere Kriegsminister Schomlinow wegen Hochverrats, Vertrauensmissbrauchs und Betrugses zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt.

Nachricht an den Finanzminister von Seydel, daß er folgendes Telegramm gerichtet: "Dieser schickt von der Nachricht des schweren Eisenbahnmarsches erfüllt mich Eure Exzellenz, in meinem Auftrag heute die Unglücksstätte aufzufinden, die Verwundeten so weit wie möglich zu trösten und zu helfen, den Hinterbliebenen der Toten aber mein Beileid auszusprechen." Der Finanzminister, der sich bereits nachts an Ort und Stelle begeben hatte, hat diesen Besuch Montag vormittag wiederholt und im weiteren Verlauf des Tages die Verlebten im Krankenhaus aufgezählt. Ihre Königl. Hoheit die Prinzessin Mathilde besuchte Montag vormittag die Unfallstelle und begab sich dann nach dem Reserve-Bataillon I (Marien-Allee), sowie nach dem Stadtkrankenhaus Dresden-Friedrichstadt, wo sie den Verlebten Besuch abstattete.

Dokumente zur französischen „Kultur“.

1. Französische Verfehlungen gegen die Genfer Konvention.

Haben wir in den vorangehenden Aufjahren die Artillerie an Hand der unwiderlegbaren Protokolle der deutschen „Militär-Untersuchungsstellen“ für Verfehlungen des Kriegsrechts“ uns mit den Leidzonen französischer „Kultur“ gegenüber wehrlosen Gefangen und angliedlichen Verwundeten befreien müssen, so haben wir uns hier mit der in ebenso zahlreichen Fällen nachgewiesenen Nichtachtung des Roten Kreuzes Zeichnen, sowohl gegenüber Sanitätspersonen wie Sanitätsanstalten durch die französischen zu beschäftigen. Sie in der zweiten Genfer Konvention niedergelegten Grundsätze über die Achtung des Roten Kreuzes und den Schutz der unter diesem Zeichen stehenden Personen und Einrichtungen sind seit dem Jahre 1864 und 1906 rechtlich Gemeingut der gesamten gesitteten Welt geworden.

Die Genfer Konvention verleiht den beweglichen Sanitätsformationen besonderen Schutz und stellt ferner den Grundzügen auf, daß jegliches Militärspersonal nur unter allen Umständen geachtet und geschützt werden muß, d. h. auch nicht als „kriegsgefangene“ behandelt werden darf. In den unter Eid zu Protokol gegebenen Aussagen der von der obengenannten Untersuchungsstelle vernommenen, ist jeder Hinrichtung glaubwürdig befindenen Personen wurde nicht festgestellt, daß gegen diese Bestimmungen nicht nur in einzelnen Fällen, sondern allgemein und offenbar planmäßig von der französischen Heeresleitung und von französischen Truppen verfehlt, ja selbst — was nach den bösen Erfahrungen aus den Jahren 1870/71, eigentlich längst nicht mehr hätte wundernehmen können, auch von der Zivilbevölkerung Frankreichs in unehörlich schamloser und grausamer Weise verstoßen worden ist, eine Tätsache, die letzten Endes der systematischen Verhetzung der französischen Volksfeinde vor und während des Krieges durch Schule und Presse zur Last gelegt werden muß.

Wie diese Verfehlungen von den höheren französischen Militärbehörden gebilligt, ja sogar häufig begünstigt und geradezu gefördert wurden, geht beispielweise aus folgendem von den Deutschen erbeuteten Befehl hervor, der, vom 8. Februar 1918 datiert und vom 11. Divisionsstab Nr. 3341/I signiert, einen Befehl des Divisionskommandeurs General Guillemot an die ihm untergeordneten Stellen enthält: „Der Divisionskommandeur ist benachrichtigt worden, daß eine Art stillschweigendes Vereinkommen zwischen unseren vordersten Truppen und dem Feinde zu herrschen scheint bezüglich der Verzun dung Verwundeten nach dem Kampf. So meldete das 69. Infanterie-Regiment am 5. Februar einen Trupp von sieben Deutschen, der sich unter dem Schutz der Rote-Kreuz-Flagge aus dem Wald von Le Puis auf Beaumont bewegte. Von einer Bezeichnung dieses immerhin bedeutenden Zielsobjektes wurde gleichwohl nichts gemeldet. Dieses Verfahren muß aufgehören. Der Divisionskommandeur befiehlt an drücklich, daß jeder Deutsche, wann und wo es sei — auch bei der Bergung von Verwundeten — sofort unter Feuer zu nehmen ist.“

Es seien jener Fälle erwähnt, in welchen Lazarette, Verbandsplätze, Sanitätswagen und Sanitätspersonen von Infanterie, Artillerie, ja selbst mit Maschinengewehren beschossen worden sind, obwohl sie durch Flaggen und sonstige im Völkerrecht anerkannte Abzeichen weithin und deutlich als unter dem Schutz der Genfer Konvention stehend kennlich gemacht waren, daß ein Irrtum, eine Verwechslung oder ein Übersehen als gänzlich ausgeschlossen bezeichnet werden muß. Das gleiche gilt von französischen Fliegern, welche Verbandsplätze, Sanitätszüge und Sanitätswagen ohne Rücksicht auf Menschlichkeit mit Bomben belegten oder, nachdem sie bei niedrigem Fluge das Vorhandensein derartiger Sanitätseinrichtungen festgestellt hatten, das Feuer der französischen Artillerie auf diese leiteten. Andere Fälle enthalten zum Teil den Tatbestand eines mit Überlegung und bestialischer Roheit ausgesuchten Mordes. So wurde ein durch die Armbinde mit dem Roten Kreuz weithin kenntlicher deutscher Stabsarzt auf nur zwanzig Schritte von französischen Infanteristen vom Pferde geschossen, ermordet und seiner Augen durch Stoße und Stiche mit dem Bayonet beraubt. In einem anderen Falle wurde eine Sanitätskolonne auf vierzig bis fünfzig Schritt von französischer Infanterie beschossen, obgleich nach der äußeren Kennzeichnung der Kolonne nicht der geringste Zweifel darüber bestehen konnte, daß sie unter dem Schutz des Roten Kreuzes stand. Die Sanitätswagen wurden dann unterrichtet, die in den Wagen liegenden wehrlosen deutschen Verwundeten er-

Schloss. Bei der Besetzung von deutschen Lazaretten oder Verbandsplätzen gilt es allgemein als Regel, das gesamte Personal der dort tätigen Sanitätsformationen lange Zeit kriegsgefangen festzuhalten. Die Behandlung derselben artete oft in eine Kette von wüsten Beschimpfungen, Bedrohungen, tätlichen Misshandlungen und Verabungen aus. Als besonders unwürdig muß die unglaublich rohe Art und Weise gegeißelt werden, mit der die deutschen freiwilligen Krankenschwestern behandelt wurden sind. Sie wurden denselben Beschimpfungen, Bedrohungen und Misshandlungen ausgesetzt, wie das männliche deutsche Sanitätspersonal; ihre Rösser wurden beraubt und sie selbst in ihren Schlaf- und Aufzieldräumen von militärischen Posten bewacht. Das ist die vielgepriesene französische „Zivilisation“ und „Kultur“.

England in Not.

In der „Kleiner Zeitung“ stellt J. Voß, der 3½ Jahre im englischer Gefangenschaft war, folgende anschauliche und lebhafte Betrachtungen an:

Drei und ein halbes Jahr war ich in englischer Gefangenschaft. Auf einer kleinen Insel in der Irischen See habe ich die Gastfreundschaft der Engländer mit etwa 20 000 Deutschen, Österreichern und Litauern genossen. Dann bin ich den Engländern durchgegangen. Wie ich das gemacht habe, will ich hier nicht erzählen. Mir liegt vielmehr daran, meinen Landsleuten einmal gründlich die Wahrheit zu sagen. Die Unzufriedenheit, die mir entgegentritt, ist mir vollständig unverständlich. Ich will natürlich nicht behaupten, daß das Leben in Deutschland glänzend ist, aber an Hand meiner Erlebnisse kann ich beweisen, daß das Leben in England ganz beträchtlich schlechter ist.

Bei meiner Ankunft in einem der größten englischen Handelshäfen, im Januar 1918, sah ich ein ganz ungewöhnliches Bild, das mich zwang, mehr zu glauben, als ich erst wollte.

Wo war die enorme Handelsflotte? Draußen vor dem Hafen lagen acht bunte bemalte große Passagier- und Frachtdampfer der Cunard- und White Star-Linie, die, wie mir ein Engländer sagte, der mich für seinen Landsmann hielt, nicht fahren durften wegen der deutschen Unterseeboote und um vor einem Unterseeboot-Angriff in dem Hafen sicher zu sein, ihre bunte Bemalung erhalten hatten. Im Hafen selbst und an den Kaien lagen nur einige kleinere Dampfer und eine Reihe Segelschiffe, die nicht im entferntesten an die sonst gewohnte Geschäftigkeit erinnerten.

Das erste bei meiner Ankunft war, daß ich mich nach Lebensmitteln umsah, denn während der Gefangenenschaft in den letzten sechs Monaten hatten wir nur von Kartoffeln, 6 oder 7 Stück täglich, etwas Melasse — brauner Rohrzucker —, zweimal täglich Tee, und wenn wir Glück hatten, ein- oder zweimal in der Woche von 3 — sage und schreibe drei! — Hunderlukken gelebt. Brotkarten nach deutschem Muster waren leicht und in genügender Menge zu haben, aber Brot war in den Bäckereien nicht vorhanden. Da die englischen Brotmänner nicht versessen, hatte ich in Holland noch eine ganze Menge von diesen schönen Kästen. Eine englische Zeitung nannte die Brotkarten — „Broterzäh“ — die genügend vorhanden seien, wobei sich aber erbärmlich leben ließe. Ich befand in Liverpool doch endlich noch etwas Brot, mußte aber für 200 Gramm Brot 22 bis 24 Schilling bezahlen. Mit ebensoviel Stadtfisch verlangte man 7 oder 8 Schilling. Man konnte aber diese Nahrungsmittel nicht öffentlich im Geschäft kaufen, sondern nur durch Schleichhandel. Die meisten großen englischen Geschäftleute haben einen Landsitz und kommen fast nie nach London. Ihre Geschäfte besorgen Direktoren. Um einen solchen Posten zu bekommen, braucht man nichts zu können, man muß nur den Mut haben, in London zu leben. Daß die Leute, denen die Mittel es erlauben, London verlassen, kann ich voll und ganz bestätigen, habe ich doch selber vier Luftrampen auf London erlebt. Ueber diese Angriffe schreiben ja die englischen Zeitungen, daß kein Schaden angerichtet ist, außer daß einige alte Frauen und Kinder von den Hunnen ermordet seien. Ich kann dagegen bezeugen, daß der angerichtete Schaden verheerend ist, gar nicht von dem moralischen Eindruck auf die Bevölkerung Londons und ganz Englands zu reden. Eines Abends zu Anfang Januar stand ich am Withe-Hall, als das Alarmsignal „Ruhmt Schutz!“ gegeben wurde. Ungefähr 10 Minuten später erschienen bereits 12 bis 14 deutsche Flugzeuge über London. Die englischen Zeitungen schrieben, einem Flugzeug wäre es gelungen, das Zentrum von London zu erreichen, obgleich ich selber sämtliche Flugzeuge über der City gesehen habe. Die Flugzeuge wurden stark von Abwehrgeschützen und englischen Fliegern beschossen, blieben aber trotzdem vollständig über London und bombardierten Bahnhöfe, Brücken und Lagerhäuser. Wie die Wirkung war, will ich an einem Beispiel erläutern. Am Morgen nach dem ersten Angriff ging ich am Strand spazieren von Westminster bis Waterloostraße. Von den großen Brücken standen nur noch kleine Überreste; einige Bomben waren neben den Brücken auf Straßenspaliere gefallen und haben dort Löcher verursacht, wie ich sie nie gesehen habe. Einmal weiter war gerade die Feuerwehr dabei, die 35- bis 40-jährigen Mauerblöcke von dem Hinterhaus einer zweistöckigen Restauration herunter zu holen. Vorher waren und nebenliegende Privathäuser waren nur noch Trümmerhaufen. Die Eisen- und Straßenbahnschienen lagen zusammengekrümmt, so daß man sich annehmen kann. Welches Entsehen bei der Meldung deutscher Flieger entsteht, ist nicht zu begreifen. Es mutet daher eigenartig an, wenn die englischen Zeitungen frisch drauf los legen.

Ende Februar dieses Jahres war ich in einem der

besten Musikhäuser — Victoria Music House —, wo zum größten Teil nur die besten Kreise verkehrten. Hier wurden außer Musikstücken und Tanz auch Lichtbilder vorgeführt. Unter anderem auch ganz gewöhnliche Bilder über unseren Kaiser und über unsere Staatsmänner, jedoch wurde im besondern die Hungersnot in Deutschland im Bild veranschaulicht und zwar in Berlin, Hamburg und Frankfurt. Das Bild zeigt Tausende deutscher Frauen und Kinder, die auf Grund der englischen Blockade verhungert seien. Sodann kamen betrunken deutsche Landsturmleute und spießen die Leichen auf die Bajonetten, worauf die ungezählten Toten in Massengräbern verscharrt wurden. Gegen die Niederschrift der bei Vorführung dieses Films gezeigten schriftlichen Bemerkungen und Erklärungen stöhnt sich die Feder. Obgleich ich als Deutscher wußte, daß dies alles gewisse Bilder und Zeichen der ohnmächtigen Wut war, mußte ich doch vor Ekel das Lokal verlassen, als die „Damen“ und „Herren“ in Hurra- und Bravorufe ausbrachen. Ich habe auch keinen Engländer gesehen, den man den Ekel vor solcher Nohet und Gemeinhheit hätte vom Gesicht ablesen können. Ich brauche nicht zu fragen, ob so etwas in Deutschland überhaupt denkbar, geschweige ausführbar ist! Ich frage nun, ist eine solche Gejähnung? Ich möchte fast annehmen, daß es Volkscharakter ist. Nach alledem haben wir hier in Deutschland keine Ursache zum Murren.

Mehrere Ansichten nach haben wir England bald auf die Knie gezwungen. Wer England kennt, versteht die Zeichen der Zeit.

Treue um Treue.

Ein Roman aus Transvaal von Ferdinand Rautel.

3. Fortsetzung.

4. Kapitel.

Die Sonne stieg mit blendendem Glanz über die unheimlichen Höhen der Kalahariwüste heraus und schlenderte ihre glühenden Strahlen über die dünnen Steppen hin, von der sich Reptilien, wie Schlangen und Schafe, entfernten, um in dem felsigen Gelände der zerstreuten Bergpartheien eine Zuflucht vor dem Tag zu finden.

Schimmernde Staubauswüste lagen, von dem leichten Morgenwind bewegt, über die Steppen hin und legten sich wie Nebel auf die kleine Karawane, die eben die Woherkede des Karumanschlusses, der im Frühling noch reichlich Wasser führte, überstritten hatte und sich südöstlich nach dem Baal wandte. Diese war verhältnismäßig nur klein und wurde von nur einem Weißen geführt, in dem wir trog seiner herabgedrosselten Kleidung und trotzdem der breitrandige Sombrero ein tiefschwarzes Gesicht beobachtete, unklar den Grafen Rieneck erkennen.

Ein mäßig großer Ochsenwagen, den zwei schlank, kräftige Kaffern bedienten, und ein kleiner unscheinbarer, ledergelber Buschmann, dem Rieneck den Namen Jareyki gegeben hat, ist die ganze Begleitung des einst so eleganten und anspruchsvollen Offiziers.

Was hatte er aber auch alles erduldet in dem halben Jahr, das seit seiner Flucht verstrichen war. Trotzdem man den Spielerprozeß gern unterdrückt hätte, sah sich die Behörde doch nicht in der Lage, den befannten Falschspieler Juchs seinem Schluß entkommen zu lassen. Schon um jeden Preis mußte die Anklage erhoben werden, worauf sich der Club auflöste. Selbold und einige andere Novizien waren zwar freigesprochen worden, aber die öffentliche Meinung war so sehr gegen sie gewesen, daß sie sich in der Gesellschaft nicht halten konnten, und bald nach dem Prozeß die Heimden verließen.

Prinz Ernst war garnicht in die Affäre gezogen worden, denn es lag klar auf der Hand, daß er nicht falsch gespielt, sondern daß ihm von Rieneck die bezeichneten Karten untergetaucht waren, weil der Graf den Verlust seines Vermögens durch falsches Spielen wieder einbringen gewollt hatte.

Rieneck hatte sich seiner ersten Absicht gemäß vor allen Dingen nach Kairo gewendet, um dort eine Audienz bei dem kranken Fürsten Philipp Ludwig zu erlangen, dann war er noch einem ostafrikanischen Hafen gefahren und in das Innere eingedrungen, um sich eine schöne Stelle zu suchen, wo er sein Leben in Einigkeit, nur dem Vergnügen der Jagd hingeben, verbringen wollte. Da er es aber unter seiner Würde hielt, seinen Namen abzulegen und da die deutschen Zeitungen sehr bald nach dem Prozeß die Heimden verließ.

Darauf war er nach Kapstadt gefegelt, hatte längere Zeit die Karru als Jäger durchstreift. Dort hatte er den Buschmann Jareyki kennen gelernt und ihn wegen seiner vorzüglichen Eigenschaften als persönlichen Diener verpflichtet.

Da ihn gerade die wildesten Gegenden Afrikas angogen, so hatte er sich nordwärts gewendet, um nach Durchforschung der Kalahari die südafrikanische Republik zu erreichen, deren Gold- und Diamanteneinführung ihn vor allem lockte.

Die heerde Schönheit der wilden Einöde und die Wintermonate, die das Reisen in der Wüste ungemein erleichterten, hatten ihn tiefer in das felsige Gebirge eindringen lassen, als er anfänglich gewollt. Jetzt war er schon wieder einige Monate im Marico nach dem Baal und der Grenze der südafrikanischen Republik. Diese führten ihn das denkbare gärtigste Land zu einer Ansiedlung zu sein, und der ungeheure Aufschwung, den die Republik in Folge der phänomenalen Goldfunde genommen, ließ ihn hoffen, dort, wenn er sich Reichthümer erworben, auch europäischen Komfort zu finden. War dies nicht der Fall, so konnte er sich ja nach einer bestimmten Zeit in einer der großen Städte Amerikas oder Australiens zurückziehen, wo er vor Verfolgung der deutschen Behörde ein für alle Mal gefügt schien.

Langsam bewegte sich die Karawane nach Südosten. Es

war die Nacht ziemlich kalt gewesen und jetzt erst, als die Frühlingsonne ihren Einfluß geltend machte, wurde es doch möglich, jedoch Rieneck die Fußwanderung aufzugeben und sein Pferd zu bestatten.

Weit und breit lag die Wüste still und öde, höchstens belebt durch das unangenehme Klischen einer Schlange, die über das dürre Gras hinschlüpfte und verzweigt aber änderte sich der Charakter. Zunächst rauschte in der Ferne ein kleiner See auf, dessen Ufer und der größte Teil seines Spiegels mit Eis bedeckt schien. Die Sonne gliederte und blätterte in tausend farbigen Lichtern daran, und ganz weit am Horizont zeigte sich ein dunkelvioletter Streifen, den das scharfe Auge des Buschmanns als Wald erkannte und bezeichnete.

„Baas Rieneck, wir kommen jetzt bald dem Fluß nahe.“

„Aber der Baal kann das doch nicht sein, Jareyki.“

„Richt der Baal, Baas, aber ein anderer Fluß, der in den Baal fließt. Dort werden wir ein großes Zelt ausschlagen und Elefanten schicken.“

„Gewiß, mein Junge, wenn wir nur erst mal Elefanten fänden. Ich würde den Büchsen mit meiner achtundachtzigsten Büchse ein Stahlmantelgeschloß zwischen die Rippen knallen, daß von dannen Du überzeugt sein.“

„Ich, Baas, mit den kleinen Kügelchen schießen. Sie doch keinen Elefanten.“

„Du wirst es ja leben, ehrbarer Kanarienvogel.“

Es trat wieder Stille ein und die Strahlen der Sonne schlossen in feinster Linie auf die kleine Karawane herunter. Die Kaffern hatten jetzt einen ein tönenen Gesang angestimmt und schwangen dabei lustig mit den langen Beinen auf die leichten Schuhe, die sich aber davon durchaus nicht beeinflussen ließen, ihren langen, bequemen Schritt zu ändern.

„Sie Dich einmal nach etwas Ebbarem um, Jareyki, es wird bald Mittag sein und ich nehme mich ordentlich nach einem Stück Bildraten.“

„Ja, Baas,“ antwortete der Buschmann, „wenn wir der dunten Linie dort näher gekommen sein werden, werden wir wohl auf einige Antilopen treffen.“

„Und dort unten an dem gestreuen See glaubst Du, daß nichts sein wird.“

„Der See ist nicht gestreut, Baas, das ist ein Salzsee. über der Baas kann ja einmal hinuntergehen, ich werde das Pferd halten, vielleicht daß hinter der Hügelkette ein unterirdischer Bach etwas grünes Gras auskommen läßt.“

„Du hast recht, Jareyki, das will ich Ihnen, aber den Gaul werde ich mitnehmen.“

Rieneck schlug einen kurzen Trab an und hatte bald die Ufer des Sees erreicht, dessen ideenhafte Eis sich wirklich als schimmernde Salzkristalle präsentierte. Er ritt über die von Flugsand überdeckten Hügel und staunte, als er auf den Strand kam, über das vor ihm sich ausbreitende Bild. Weit tiefer als auf der Seite des Amurisches der Karawane fielen die Hügel nach der andern ab und sie zeigten dort Felswände, Klippen und Riffe. Auch ein Bach sollte murmelnd hinunter in die tiefe Ebene, die von üppigem Gras bedeckt war. Tausende von bunten Blumen der subtropischen Frühlingsflora färbten die Oase und blühende Sträucher, die und da unterbrochen von etwas höher auftreibenden Minzien und Akazien, die in voller Blüte standen, boten dem Auge ein entzückendes Bild des aufsprühenden Frühlings.

Einen Augenblick zögerte Rieneck sein Pferd und betrachtete bewundernd das eigentümliche Bild vollen Pflanzenlebens, während er eben noch die kleine, felsige Oase mit den wenigen dünnen Grasbüscheln durchqueren hatte.

Aber was ihn vor allem fesselte, war eine Anzahl rehfarbiger Tiere, die sich, nichts Böses ahnend, an dem saftigen Grün öfsten. Schnell sprang er vom Pferd und stellte, während das fluge Tier auf einem Umweg in die blühende Savanne hinabzufommen strebte, über Felsen und Geröll zwischen den aufsprühenden Wassern des Baches hinunter. Vorsichtig wandte er sich noch dem Afrikanischen Wild, das er jetzt als Vertreter des über ganz Südafrika zerstreuten Springbode-Schlechts erkannte, dem Wind abzufangen. Er hatte sich jetzt auf zweihundert Meter gehendt; aber es war ihm nicht möglich noch mehr heranzukommen, denn die Alazie, die der südafrikanische Bur sehr bezeichnet „wacht een beestie“ (war ein bisschen), neigte sich ihm mit ihren Dornen so fest, daß er nicht weiter vordringen konnte. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als einen Schuß auf zweihundert Meter zu wagen. In der richtigen Vorauseitung hatte er bei der Umarbeitung eines Militärgewehres in eine Büchse neben dem Standvisir sich auch noch die kleine Klappe anbringen lassen, jodoch er mit dieser, falls er, was ja in der blühenden Sonne leicht vorkommen konnte, die Entfernung der grajenden Springböcke unterschätzte, auch auf eine weitere Distance noch Ausicht auf einen Treffer hatte.

Kurz entschlossen nahm er einen leichten Stock aus Korn, schoß und sprang sofort wieder die Büchse; aber ehe er zum zweiten Mal anlegen konnte, waren die Springböcke verschwunden. Mühselig steckte er die abgezogene Patronenhülse in die Tasche, legte den Sicherungsflügel der Büchse um, warf die über die Schulter und ging zurück, wo er sein Pferd verlassen hatte. Dieses aber war schon in die Savanne herabgekommen und hatte sich vergnügt über das saftige Grün hergemacht.

„Kommt Dakin“, rief er und langsam, ab und zu immer noch einige Palme abwendend, näherte sich das Pferd seinem Gebieter. Dakin sprang Rieneck in den Sattel, umritt im Trab das Boot ein heile Gebräuch und trat auf die freie Grassteppe hinaus, um im scharfen Karoo die Stelle zu erreichen, wo die Springböcke aufgetaucht waren. Er bückte sich nieder und sah einen Büchel brauner Haare und reichlichen Schweif an der Schnauze. Er hatte also nicht gefehlt. Dann also vorwärts, der Gesellschaft nach.

Er brauchte nicht lange zu reiten, so fand er den verdeckten Busch, der mit gebrochenen, verglasten Augen in die glühende Mittagssonne starre. Ein lauter Pfiff sollte die Eingeborenen bei der Karawane von seinem Jagdglied benachrichtigen; aber sie waren nicht zu hören.

„Wie kommt Du denn so schnell hierher, Jareyki?“

„Gi, einfach, der Baas hat großen Bogen geritten und Riecke ist quer herübergelaufen.“

„Jetzt schlägt auch schon der ein tönenen Gesang der Kaffern an Rienecks Ohr, und es dauerte keine halbe Stunde, so hatte man nahe dem Bach im Schatten einiger Mimosen ein Feuer angezündet und der Buschmann war eifrig damit beschäftigt, die jährligen Stücke des Springbodes zu braten, während die beiden Kaffern das Pferd und die Ochsen auf die Savanne hinaus ließen, um sich an dem Frühlingsgras zu ergötzen.

Selfamer Wechsel des eigenartigen Landes. Rieneck sah im Schatten einer hervorragenden Felsslippe und betrachtete den entzückenden Blumengarten, der sich vor ihm aufhielt. Der Tag war nicht heißer als ein deutscher Sommertag, dafür aber hatte der wunderbare Blumenduft und der erfrischende Wind, der den hohen Gebirgen des Transvaals herüber wehte, etwas derartig Anregendes, daß man kaum eine Ermüdung fühlte.

„Ob es hier Giraffen gibt, Jareyki?“

„Ich glaube wohl, Baas, wir sind weit entfernt von den nächsten menschlichen Ansiedlungen, daß ich wohl annehmen mag, es gibt noch Giraffen. Bei den Buschmännern treffen wir sie noch manchmal.“

„Na, dann mach mal, daß Du mit Deinem Braten fertig wirst, ich möchte doch die Gelegenheit nicht versäumen, einen solchen Langhals zu schließen.“

„Will der Baas allein in die Savanne gehen, um zu jagen?“

„Warum denn nicht?“

„Weil es sehr gefährlich ist und hier doch immer noch Löwen vorkommen.“

Rieneck lachte.

"Ich möchte wohl ein nettes Städtchen mit dem König fertig." Der Baas mag sich das nicht so leicht vorstellen, wenigstens soll Tonga mitgehen. Agarrei ist zu schwach, um mit Löwen zu kämpfen."

"Was soll ich mit dem Kaffern anfangen, der kann mir doch nichts helfen." Doch Baas, die Kaffern sind sehr gewandt und tüchtig im Kampf mit den Löwen."

"Run, es ist ja noch nicht gesagt, daß wir überhaupt einen erblicken werden. Vor allen Dingen gieb mir was zu essen und dann werde ich mir einmal diese herrliche Gegend etwas näher ansehen."

Jarecki plätschert den Kaffern, die eben damit beschäftigt gewesen waren, aus dem Magazinestrüpp einen kleinen Raum zu bauen, in dem sich das Werk und die Zugtiere aufzuhalten schienen. Sie hatten schon den Ort so gewählt, daß für das Nachtlager der Karawannermitglieder gesorgt war und sie waren dabei auch dem Wunsche ihres Gebieters somit nachgekommen. Denn die anstrengenden und lange dauernden Märkte durch die Kalahari hatten in Niemey den Wunsch gebracht, welche die Einwohner verfügen. Besonders der Buschmann war unerträglich. Gerade sein Geschlecht zählt in der Not zu den genügsamsten im ganzen Südafrika, bietet sich aber die Gelegenheit, so ist der Buschmann insland, für eine ganze zukünftige Hungerversorgung zu sich zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Bermischte Nachrichten.

Die mageren Schlachtiere. Vor dem Schößengericht Zeulenroda waren 35 Fleischer und Fleischverbeschrau angeklagt, von einem Teil der von ihnen geschlachteten Kinder, Säbeln und Schafe kein Fett an die zuständige Fettfachmeile in Erfurt abgeliefert zu haben. Die Angeklagten verteidigten sich damit, daß die Tiere kein Fett oder doch so geringe Mengen gehabt hätten, daß eine Verurteilung nicht möglich gewesen wäre. Einige der Beschuldigten führten zugleich Klage darüber, daß ihnen von der Fettfachmeile zum Teil kein Geld, zum Teil zu wenig, 50 Pf. für das Pfund abgeleitetes Fett, gezahlt worden sei. Auf zwei an diese Stelle gerichtete Schreiben ist eine Antwort nicht erfolgt. Die vernommenen Zeugen bestätigten die Minderwertigkeit der zur fraglichen Zeit gelieferten Schlachtiere; die beschworenen zum Einfrieren verwendet worden. Der Vertreter der Amtsanwaltschaft stellte dem Gericht die Enthüllung anheim, die auf Freisprechung hinaute.

Angenommene Eisenbahnwagen. Immer wieder, so berichtet der "Berl. Vol. Anz.", gelingt es Dieben, sich an Lebensmittellsendungen für Groß-Berliner Gemeinden zu vergreifen. In einem Falle mußte die Staatsbahnhauptverwaltung erst kürzlich einer Gemeinde 47 000 Mark Schadenerfaß leisten. Einen besonderen Anreiz für Diebe bilden die Zuckerladungen. Zu ihrer Sicherheit sind die Wagen jetzt mit einem dreifachen Plombenschluß versehen. Das aber auch diese Vorsicht keine Sicherheit gewährt, hat dieser Tage wieder eine Berliner Vorortgemeinde erfahren. Diese erhielt einen mit Plomben und Schloßern ordnungsgemäß verschobenen Waggon zuerst, den sie selbst noch mit eigenen Schloßern versah. Als am nächsten Vormittag die Entladung vorgenommen wurde, waren trotzdem mehrere Säcke entleert. Die Diebe hatten nichts des Boden des Eisenbahnwagens an verschiedenen Stellen angebohrt und den Zucker aufgefangen.

Nachrichten aus der Kirchengemeinde Eibenstock

Mittwoch, abends 1/2 Uhr: Kriegsbesuch.

Kirchennachrichten aus Schönheide.

Mittwoch, den 26. Septbr. 1918, abends 8 Uhr: Kriegsbesuch. Pastor Blümchen.

Gutes wohlschmeckendes Mittagessen ohne Fett, ohne Fleisch, aber mit kräftigem Fleischgeschmack und für wenig Geld

erhält man durch Verwendung von Fleischextrakt-Ersatz „Ohsena“. „Ohsena“ ist von der Getreidemühle Schleswig-Holstein unter Nr. 61 am 22. Juni 1918 zum Handel im ganzen deutschen Reich genehmigt. Man nehme alle Sorten Suppenkräuter, grüne Gemüse und grüne Kartoffelgewächse (je nachdem, wie die Jahreszeit es bietet), namentlich Salat, Kohlrabi, rote und gelbe Wurzeln, alle Sorten grüner Erbsen (mit Schale), Bohnen, alle Sorten Kohl, Rüben und Rübenblätter, besonders Kohlriß und Rübenkohlenblätter, sowie alle essbaren Wildgemüse. Dieselben werden mit einer Hackmaschine oder mit dem Hackmesser so fein wie möglich zerkleinert und dann eine große, sauber gewaschene, ungefährte, rohe Kartoffel à Person, ebenfalls fein gerieben, zugefügt und alsdann mit Salz und Wasser zu Feuer gebracht in einem abgedeckten Gefäß. Wenn die Suppe gar und seelig ist, wird à Person ca. 20—25 Gramm „Ohsena“ zugesetzt und hat die Suppe dann einen kräftigen Fleischgeschmack. Soll sie nicht als Vorspeise, sondern als Mittagessen dienen, wird die Suppe etwas dicker eingekocht durch mehr Zusatz von Kartoffeln, fein gehacktem grünem Gemüse und mehr „Ohsena-Extrakt“ und mehr Salz nach Geschmack. Auf diese Weise empfindet man beim Mittagessen in den fleischlosen Wochen nicht das Fehlen von Fleisch, sondern alle Suppen erhalten durch „Ohsena“ einen kräftigen Fleischgeschmack. — „Ohsena“ ist in den meisten Geschäften der Lebensmittelbranche läufig zu folgendem Preissen:

1/2 Pf. netto M. 5.25, 1 Pf. netto M. 2.90,

1/4 Pf. netto M. 1.60.

Möhr & Co., G. m. b. H., Altona-Elbe.

Wettervorhersage für den 25. September 1918.
Zeitweise auslärend, etwas kühler, Niederschläge möglich.

Neueste Nachrichten.

(Amtlich.) Großes Hauptquartier, 24. September.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht. Nordwestlich von Dixmuide und nordöstlich von Ypern machten wir bei erfolgreichen Unternehmen 70 Gefangene. Nördlich von Woerwes wurden Teilstücke des Feindes abgewiesen. Die Artilleriefeuer war im Kanalabschnitt südlich von Arleux gesteigert.

Heeresgruppe von Böhmen. In örtlichen Gegenangriffen nahmen wir südlich von Villers Guislain und östlich von Ephey Teile der in den letzten Kämpfen in Feindeshand verbliebenen Grabenstücke wieder und machten hierbei Gefangene. Gegenstände des Feindes wurden abgewiesen. Zwischen Oignonsbach und der Somme lebte der Artilleriekampf im Abend auf.

Leutnant Rumey errang seinen 41. Sieg. Bei den anderen Heeresgruppen keine besonderen Kampfhandlungen. Lebhafte Erkundungstätigkeit in der Champagne.

Der erste Generalquartiermeister (W. T. B.) Lubendorff.

An der Front gilt die Tat. Die Tat der Heimat heißt: Kriegsanleihe zeichnen!

(Amtlich.) Berlin, 23. September. Auf dem Mittelmeerkriegsschauplatz versenkten unsere Unterseeboote 20 000 Br.-Neg.-To., darunter einen französischen Truppentransportdampfer nahe der französischen Küste. Der Chef des Admiralsstabes der Marine.

Berlin, 24. September. In der heutigen Sitzung des Haupthausschusses des Reichstages sind erschienene Reichskanzler Graf von Hertling, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes von Hinde sowie eine Reihe anderer Staatssekretäre, Minister u. Bundesratsbevollmächtigte. Außer den Mitgliedern des Haupthausschusses wohnen zahlreiche Abgeordnete den Verhandlungen als Zuhörer bei.

Vorstander Abgeordneter Ebert eröffnet die Sitzung und führt aus: Entgegen der Annahme, die Verhandlungen erst Ende November wieder aufzunehmen, haben der Friedensschritt Österreich-Ungarns und andere Fragen die Berufung des Haupthausschusses zu einem früheren Zeitpunkt zweckmäßig erlaubt. Nach den Vereinbarungen mit Vertretern der Regierung soll zunächst der Reichskanzler das Wort erhalten, sodann der Kriegsminister über die militärische Lage berichten, an 3. Stelle der Staatssekretär des Auswärtigen, endlich der Botschafter das Wort nehmen. An die Darlegungen der Regierung soll sich eine allgemeine Aussprache über die politische und militärische Lage anschließen. Ob diese heute schon oder erst morgen beginnen wird, läßt sich noch nicht übersehen. Hierauf ergrüßt Reichskanzler Graf von Hertling das Wort und leiprecht die allgemeine politische Lage, die Verhältnisse der Heimat, die inneren Reformen, das preußische Wahlrecht und die Bereitstellung künftiger Kriege.

Berlin, 24. September. Die Fraktionen der Reichstagsparteien dauerten fast den ganzen gestrigen Tag über an. In der so-

zialdemokratischen Fraktionssitzung wurden außer der Diskussion die Zusicherungen zum Frieden von Brest-Litowsk eingehend erörtert. Soweit bekannt geworden ist, haben die Sozialdemokraten bei der Besprechung der inneren Verhältnisse eindeutig zum Ausdruck gebracht, daß sie ihre Forderung einer weiteren Parlamentarisierung der Regierung ohne jede Einschränkung aufrechterhalten. Im übrigen wollen die Sozialdemokraten den Eintritt in die Regierung von Garanten abhängig machen, welche die Regierung und auch die Mehrheitsparteien ihnen geben müßten. Die fortschrittliche Volkspartei steht, wie das "Berl. Tagbl." hört, dem Eintritt der Sozialdemokraten in die Regierung durchaus sympathisch gegenüber, was Verlangen nach weiterer Parlamentarisierung ergibt. Am längsten dauerten die Verhandlungen der Zentrumspartei. In Beiträgen hielten sie fest, daß eine Konservativen nicht besteht. Die Fraktionssitzung der Nationalliberalen dauerte mehrere Stunden. Endgültige Beschlüsse wurden nicht gefasst. Immerhin ergaben die gestrigen Verhandlungen vor, daß bis weit in die Kreise des rechten Flügels hinein der Eintritt der Sozialdemokraten in die Regierung und die Besprechung der letzten Sätze des Art. 9 der Reichsverfassung notwendig erscheint. Die deutsche Fraktion war gestern gleichfalls zu einer Fraktionssitzung zusammengetreten.

Berlin, 24. September. Zu den Kämpfen von 21. September bemerkt ein Havastommentar: Die Deutschen bereiten eine starke Verteidigung vor. Man konnte dies in den letzten Tagen beobachten, an denen unsere Feinde wahrschau geordnete Schichten ließen, um uns zu verdrängen oder unseren Vormarsch aufzuhalten. Die natürlichen Hindernisse, die wir zu überwinden haben werden, sind vielleicht schwierig. Besonders zu bemerken ist, daß in der Hindenburglinie ein weit ausgedehntes Netz von Wassergräben und Tälern angelegt ist.

Berlin, 24. September. Wie die "Voss. Zeitg." hört, wird eine der wichtigsten Fragen der unter deutscher Vermittelung wieder aufzunehmenden ukrainisch-russischen Friedensverhandlungen die Frage der staatsrechtlichen Stellung mit dem russischen Donau-, Kuban- und Krimgebiet bilden. Es handelt sich hierbei um jene Gebiete, die Deutschland nach dem Austausch der Ratifikationsurkunde nach dem ukrainisch-russischen Frieden zu räumen beabsichtigt.

Amsterdam, 24. September. Aus Washington wird gemeldet: In einer Note an die neutralen Regierungen wird nochmals der Willkür ausgesprochen, den Neutralen Nahrungsmittei aus amerikanischen Hilfsquellen zu liefern, soweit die Kriegszustände dies erlauben. Bedauert wird jedoch, daß noch immer kein Abkommen mit der niederländischen Regierung beschlossen wurde, wie es bereits mit anderen neutralen Staaten der Fall ist. Von den angebotenen 100 000 To. Lebensmittel sei noch die Hälfte übrig geblieben und liege in Argentinien. Holland, so heißt es in der Note, verfügt die Position Deutschlands und es wird der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß Holland aus seinen Häfen Schiffe absendet, um Getreide abzuholen, und daß damit der Weg für eine vollständige Wiederaufnahme der Beziehungen zwischen Holland und Amerika in Übereinstimmung mit dem bestehenden Abkommen zwischen den amerikanischen und niederländischen Kolonien gefunden wird.

Das Feldheer braucht dringend Hafer, Getreide, Stroh! Landwirte, helft dem Heere!

Die Bestellungen auf das „Amts- und Anzeigebatt“

auf das 4. Vierteljahr 1918 bitten wir rechtzeitig zu erneuern, damit in der Zustellung ab 1. Oktober keine Unterbrechung eintrete. Der vierteljährliche Bezugspreis beträgt einschließlich des Illustrierten Unterhaltungsblattes 2,70 M. Das "Amts- und Anzeigebatt" wird, wie bisher, schnell und zuverlässig alle wichtigen Nachrichten von den Kriegsschauplätzen sowie aus dem engeren und weiteren Vaterlande bringen und auf einen spannenden Unterhaltungstoff bedacht sein. Wir hoffen auch im neuen Vierteljahr zu unseren zahlreichen alten Freunden einen Zuwachs von neuen zu gewinnen und bitten um baldige Aufgabe der Bestellungen.

Verlag des Amts- und Anzeigebattes.



Arbeiter und Arbeiterinnen
Autoräderfabrik Ronneburg.

Verkauf
Verkaufshänger verloren. Abzugeben Schulstraße 28, II.

Hasenstall zu verkaufen vord. Rehmerstr. 8, I. r.

Hausordnungen sind vorläufig in der Buchdruckerei von Emil Hanneböhne.

Warnungs-Plakate
für Mangelstunden zu haben bei Emil Hanneböhne.

Druck und Verlag von Emil Hanneböhne in Eibenstock.

General

bart:

3